Nr. 1 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1909

Kleine Geschichte.

Erzählung von Wilhelm Holzamer.

Sie stiegen jeden Morgen in derselben Metrostation ein. Eigentlich kannten sie sich gar nicht. Sie wußten nicht einmal die Namen voneinander. Wenn er zuerst da war, so stand er unten an der Treppe und sah hinauf, bis sie kam. Und wenn er sie dann sah, wurde er jedesmal verlegen und ging einen Schritt zurück, daß sie es nicht merken sollte, daß er auf sie gewartet hatte. Wenn sie zuerst da war, so postierte sie sich allerdings nicht unten an der Treppe, aber sie sah doch scharf hin, wer ankam, und war auch jedesmal ein bißchen ungeduldig, wenn es zu lange dauerte.

Dann begrüßten sie sich und plauderten miteinander, bis der Zug kam, lauter dumme, gleichgültige Dinge, so dumm und gleichgültig, daß sie sich wirklich manchmal schämte, wenn sie allein war. Denn er stieg eine Station früher aus als sie.

Sie arbeitete in der Nähe der Bastille in einer Bügelei, er war Verkäufer in einem Bazar, nahe dem Hotel de Ville. Sie wäre schon längst hinaus nach der Bastille gezogen, wenn die Eltern nicht gewesen wären. Es war teurer in dem Viertel vom Parc Monceau, und die Metro kostete jedesmal auch drei Sous. Aber der Vater mußte in diesem Viertel bleiben. Er war Wagenwascher in einer Kutscherei, da mußte man nahe wohnen, denn da ging schon früh um vier Uhr die Arbeit an. Die Mutter hatte sie auch darum gebeten, bei ihr zu bleiben. Sie fürchtete für sie. Die Mutter hatte ihre Erfahrung, und sie hatte sie teuer genug bezahlen müssen. Es war ja freilich noch alles gut geworden, als sie den Vater geheiratet hatte, um so mehr fürchtete sie nun aber für ihr Kind.

Sie meinte immer, sie wollte ihre Erfahrungen wenigstens zu seinem Nutzen gemacht haben. Wenn man so verlassen ständ' in der Welt, in der Großstadt, in den besonderen Umständen, könnt' seinen Dienst nicht mehr recht versehen, finde auch so leicht nichts, und das kommende Ereignis steht einem Tag und Nacht vor Augen, und man könnt's nicht abwenden und es müsse kommen, das sei hart. Und dann der letzte Entschluß, ins Spital zu gehen. Noch an der Pforte sei's einem, man könnt's abwenden, und es müsse nicht sein, aber es müsse doch sein, und es gäbe nichts in der Welt, wodurch es einem gespart werden könnte. Eines Tages dann, da sei man entlassen. Man habe sein Bündel auf dem Arm, mit dem kleinen Würmchen drin und steh' auf der Straße. Dann spüre man erst, was die Straße sei. Dann spüre man erst, wie allein man sei. Denn die Männer! Na, sie habe ihr Teil durchgemacht, sie hab's ausgehalten. Und sie hab' zudem noch ihre Eltern auf dem Lande gehabt, die das Kind genommen hätten. Aber sie hab' arbeiten müssen dafür, und sie hab' sich nichts mehr gönnen können, solang das Kind gelebt habe. Dann sei's gestorben. Später hätt' sie's ja empfunden, daß das eine Erlösung für sie gewesen wäre, aber trotzdem, im Anfang hab's ihr doch bitter leid getan, und sie hab' sich fast die Augen ausgeweint. Bis sie sich dann verheiratet hätte und sie, die Germaine, gekommen sei. Da sei alles wieder gut geworden. Aber nun sollt' sie sich auch hüten, daß es ihr nicht mal ginge, wie es der Mutter gegangen sei. Die Jugend -- es begreife sich ja all', aber es sei doch gar zu bitter, zu büßen, und manche Frau habe ihr Leben lang dran zu leiden, und manche habe es nicht nur die Jugend, sondern das ganze Leben ruiniert.

Die Mutter sprach so oft davon. Und immer bat sie, daß sie nichts heimlich machen solle, daß sie ihr alles sagen solle, was es auch sei.

Sie hatte ihr ja gerne gefolgt, wegen der Wohnung wenigstens, aber von ihrer täglichen Begegnung hatte sie doch nichts gesagt. Was hätte sie auch sagen sollen! Wenn der Zug hielt, stiegen sie zusammen ein. Er sprang in den Wagen und besetzte eine doppelsitzige Bank. So saßen sie denn immer nebeneinander. Sehr viel zu lachen hatten sie immer, und über jede Geringfügigkeit lachten sie zusammen. Alles, was er erzählte, fand sie so heiter. Und sie sah ihn immer dabei an, wie er lachte. Wie die Zähne unter seinem schwarzen Schnurrbart hervorblinkten und wie um seine Augen so kleine zitterige Fältchen spielten. Und manchmal schlug seine Stimme ein ganz klein wenig über, während er erzählte, und das war auch so lustig.

Manchmal, wenn sie so recht lustig war und froh, dann erzählte sie Geschichtchen, die gar nicht wahr waren, Erlebnisse, die sie gar nicht erlebt hatte, nur um lachen zu können und ihn lachen zu sehen. Sie war dann immer sehr zufrieden, wenn er schmunzelte und seinen Schnurrbart strich. Freilich war's ihr dabei manchmal auf die Seele gefallen, wenn sie seinen Ring sah, den er am kleinen Finger trug und den die Schnurrbarthaare manchmal liebkosten, wenn er mit dem kleinen Finger über seinen Bart nachfuhr.

Sie fühlte dann immer so recht traurig, wie arm sie war. Sie hatte keinen Ring und keinen Schmuck. Das Bröschchen, das sie trug, war ein ganz billiges Ding, das sie einem Straßenverkäufer abgekauft hatte, und der kleine Stein, der das Auge des Vogels dargestellt hatte, einen Vogel stellte das ganze Bröschchen dar, der war auch schon herausgefallen, so daß ihre Kameradinnen in der Bügelei sie immer hänselten und spotteten: Du mit deinem blinden Vogel!

Jedesmal auch, so oft sie merkte, daß er einen Blick auf die Nadel warf, machte sie sich etwas am Halse zu schaffen, damit er das ärmliche Ding nicht sehen konnte. Er hatte es ja wohl aber doch schon gesehen. Wenn er einmal auf den Gedanken käme, ihr ein neues zu schenken, vielleicht von echtem Gold, oder doch von Silber wenigstens!

Aber auf den Gedanken würde er ja nie kommen, und sie würde es auch nicht annehmen. Davon müßte sie dann der Mutter sagen. Oder sie müßte das Ding verbergen.

Er war immer sehr schön angezogen. Konfektion vielleicht, aber dann gute Konfektion. Sicher aus der „Belle Jardinière", denn das sah man doch gleich, was dorther kam. Und eine schöne Binde trug er immer. Fast jeden Tag eine andere.

Er war ein feiner Mensch, und es war überhaupt wunderlich, daß er so freundlich zu ihr war, wenn er nicht war wie die anderen. Aber das war er wohl nicht. Er hatte sie noch nicht zu einem Spaziergang, nicht zu einem Souper eingeladen. Gar nichts. Sie wußte doch von den Kameradinnen, wie das ging. Sie kannte das Leben ganz gut. Und sie wär' auch auf ihrer Hut gewesen. Aber er war nur freundlich zu ihr, solange sie in der Metro zusammenfuhren. Dann dachte er wohl gar nicht mehr an sie.

Sie wußte gar nicht, wie sie zusammen bekannt geworden waren. Sie in ihren ärmlichen Kleidern, sie war doch nicht, daß man sich nach ihr umsah. Ihren Hut garnierte sie sich für jede Saison neu auf, ihre Jacke war abgetragen. Nur auf gute Schuhe hielt sie. Oder vielmehr die Mutter. Gute Schuhe, meinte die Mutter, sei das beste Mittel, Krankheiten zu vermeiden.

Sie betrug sich auch nicht so, daß die Männer auf sie aufmerksam werden konnten. Und doch war er immer so freundlich zu ihr gewesen und hatte ihr immer für einen Platz neben sich in der Metro gesorgt, hatte mit ihr geplaudert und gescherzt und hatte es gut gemeint mit ihr, ohne etwas anderes von ihr zu verlangen.

Manchmal, wenn sie am Bügeltisch stand, fiel ihr doch alles mögliche über die Sache ein. Manchen Tag kam er ihr nicht recht aus dem Sinn, ohne daß sie recht wußte warum. Pläne wollte sie keine machen, aber sie dachte doch an dies und das. Er hatte gewiß einen ganz schönen Verdienst. Das sah man an allem. Und er war auch wohl ein guter Mensch. Aber sie durfte sich gewiß keine Spatzen in den Kopf setzen.

Manchmal wurde ihr ganz schwach, wenn sie so ihren Gedanken ein wenig nachgegeben hatte. Sie mußte sich dann immer einen Augenblick setzen. Die Patronin ärgerte sich darüber und fragte mißtrauisch, was sie denn habe, und ob sie einen Liebsten habe.

Da wurde sie puterrot jedesmal und begann ihre Arbeit von neuem und mit Heftigkeit.

Einmal war eine feine Dame gekommen und hatte einen Auftrag wegen ihrer seidenen Hemden gegeben, daß sie mit besonderer Vorsicht gewaschen werden müßten.

Als die Dame wieder gegangen war, erzählte die Patronin, daß sie auch einmal Büglerin gewesen sei, daß sie dann aber „Karriere" gemacht habe. Sie verstanden alle sogleich die Art dieser „Karriere", und die Patronin hätte nicht noch zu erklären brauchen, daß sie anfangs in den Café-Konzerts und Nachtcafés des Montmartre auf Verdienst habe ausgehen müssen, daß es ihr dann aber mit einem reichen Liebhaber geglückt sei. Nun trage sie die kurzen Montmartreröckchen nicht mehr, nun gehe sie in Samt und Seide und Straußfederhüten, und meist fahre sie überhaupt, anstatt zu gehen.

Die Karriere wurde kommentiert und glossiert nach allen Richtungen hin. Germaine aber sagte nichts, sondern dachte nur, wie schön es sei, so feine Kleider zu haben und seidene Wäsche zu tragen und Hüte mit echten Straußfedern. Sie sei doch nicht häßlich, und schminken und pudern könnt' sie sich auch, wenn es sein müßte! Warum ihr dies Glück nicht auch beschieden sein könnte! Sie brauchte dann nicht mehr am Bügeltisch zu stehen und sich abzuquälen und die Hitze zu ertragen.

Und ihrem Freunde würde sie dann auch gefallen.

Bei diesem Gedanken aber wurde sie über und über rot, so daß die anderen sie auslachten.

Da dachte Germaine, daß sie doch lieber die „Karriere" nicht machen wolle. Am Ende wolle sie doch lieber ihre ärmlichen Kleider tragen. Er sollte nur nicht schlecht von ihr denken und sich hinter ihrem Rücken über sie mokieren, wie sie sich jetzt über die Halbweltlerin mokierten.

Ein klein wenig lachte sie sich aus, daß sie immer an ihren Freund dachte, ohne daß doch etwas Ernstliches zwischen ihnen bestand. Wenn sie in ein anderes Viertel ziehen würde, oder er würde in ein anderes ziehen, dann würden sie sich gar nicht mehr sehen und auch gar nicht mehr aneinander denken, wie sie sich jetzt auch des Abends nie sahen, und wie er gewiß auch tagsüber nie an sie dachte. Es war ihm nur angenehm, während der Fahrt mit ihr zu plaudern, und es war auch ihr angenehm, dasselbe mit ihm zu tun. Sie durfte sich da keine Illusionen machen, das taugte doch nichts im Leben.

Freilich, wenn sie nicht so arm wäre, wenn sie sich gut anziehen könnte, es brauchte ja nicht gleich seidene Wäsche zu sein, freilich, dann hätte sie eher ein Recht, sich ein paar Illusionen zu machen, und wenn sie sich dann nicht erfüllten, dann hätt's nicht so viel zu sagen, dann hätt' das Leben wieder andere Freuden für einen, um's wieder gut zu machen. Aber so, da hieß es nur arbeiten und anderen zusehen, wie's ihnen gut ging, — und besonders acht haben auf die feine Wäsche, wenn sie einem unterm Bügeleisen war. Brav blieb man dabei, aber was hatte man von seinem Bravsein! Wenn man alt und häßlich geworden, gibt einem kein Mensch was dafür, wenn einmal die Jugend hin ist, dann ist das Leben hin für die geringen Leute, und was man dann nicht hatte, das bekommt man nicht mehr. Aber man war dann brav gewesen. Und rund um einen herum hatte es gelockt und man hatte nicht zugegriffen. Das Leben hat soviel zu geben, man muß nur zugreifen. Meist aber hat man nicht den Mut dazu. Das Bravsein ist für manche nichts als Feigheit.

Aber dann dachte sie auch an ihre Mutter, und wie es ihr gegangen war. Schließlich findet nicht jede zuletzt einen Mann, der ein Auge zudrückt und einem traut. Ach, man wußte wirklich nicht, wie tun, um recht zu tun. Sich zu leid und anderen zu lieb. Es war schwer.

Eines Morgens erzählte ihr der Freund, daß er sich verlobt habe. Er erzählte es in aller Harmlosigkeit und Gutmütigkeit. Er erzählte sogar, daß er sich lange besonnen habe, aber daß er es dann fürs beste gefunden hätte. Und seine Braut sei noch ein bißchen mit ihm verwandt, sehr weit natürlich, und als Kinder hätten sie manchmal auf dem Lande zusammen gespielt. Sie sei Kassiererin in einem Magazin, sehr tüchtig und verdiene sehr gut. Er habe kein Bangen, es gäbe gewiß eine ganz gute Ménage. Er erzählte so eifrig, er merkte gar nicht, wie erregt sie war. Es schnürte ihr ja fast die Kehle zu. Sie mußte die Zähne aufeinanderbeißen. Sie konnte ihn kaum noch ansehen.

Was fühlte sie denn eigentlich? Haß auf die andere?

Hatte sie sich denn Illusionen gemacht? Welches Recht hatte sie dazu gehabt?

Eine oberflächliche Bekanntschaft, keine Freundschaft zu nennen. Der Zufall, daß man sich jeden Tag zum gleichen Zuge traf. Weiter nichts. Und daß er immer gefällig war und ihr immer für einen Platz sorgte und die Zeit mit ihr verplauderte.

Ja gewiß, all das war ja richtig. Aber dennoch!

Er erzählte immer noch. Er erzählte von der Verlobungsfeier. Sie hörte gar nicht zu.

Sie hörte nur immer das eine, daß er beruhigt sein könne, daß es eine gute Ehe gäbe.

Sie wußte nicht, ob sie ihm böse war. Sie konnte ihn jetzt nur nicht ansehen. Sie wußte auch nicht, ob sie ihm Glück gewünscht hatte. Vielleicht hatte sie so etwas gestammelt, was er so verstanden hatte.

Sie war froh, als er ausstieg.

Und als er fort war, überlief es sie heiß. Sie schämte sich. Hatte sie sich am Ende schlecht benommen?

Sie hatte auch ihren Stolz. Wehzutun hatte ihr hier gar nichts. Nur dumm durfte sie nicht erscheinen.

Sie ließ keine Träne aufkommen. Und sie nahm sich vor, die Sache zu vergessen und ihm anderen Tags zu begegnen ganz wie sonst.

Aber wie sie sich auch Mühe gab, es kam ihr doch den ganzen Tag nicht aus dem Sinn.

Einmal fiel ihr ein, was er wohl machen würde, wenn er wüßte, wie sie die Sache getroffen hatte. Er würde sie wohl auslachen, als sei sie eine dumme Gans vom Lande, die bei jedem freundlichen Wort und Blick gleich ans Heiraten denken mußte. Sie müßte sich doch vor ihm schämen. Und sie schämte sich vor sich selbst.

Nein, sie wollte es sich aus dem Kopf schlagen. Aber das ging nicht so leicht. Es störte sie bei der Arbeit. Nun schon zum zweitenmal hatte es an einem Stück einen braunen Fleck gegeben. Und diesmal war er nicht zu verbergen, das Stück war richtig verbrannt, nicht bloß versengt. Die Patronin schimpfte. Das könnte sie nicht abliefern. Und sie warf es ihr vor die Füße. Das müsse sie ersetzen. Sie solle sich in acht nehmen. Sie habe jedenfalls Männergeschichten im Kopf. Und ob sie die Nacht nicht geschlafen habe? Sie sehe ja aus, wie nach einer richtigen Hochzeitsnacht. So da habe sie's nun.

Die anderen lachten. Ihr standen die Tränen in den Augen vor lauter Aerger. Ein Tagesverdienst war außerdem hin, zum mindesten! Und sie mußte noch selbst zur Kundin gehen und gut Wort geben.

Am Abend war sie totmüde. Aber sie brachte es nicht über sich, in die Metro hinab zu steigen. Sie ging die Boulevards entlang, nach dem Platz der Republik zu. In den Schaufenstern leuchteten und strahlten die elektrischen Lampen, und all' die schönen Dinge, die für die reichen Leute sind; die erschienen nur noch schöner als sie waren. Ihr war, sie müßte an jedem Laden stehen bleiben und sich die Hüte und Kleider ansehen, gerad', als bekäme sie sie davon.

Einmal wurde sie von einem Herrn angesprochen.

Sie lief davon. Aber es lockte in ihr. Sie war stolz darauf, angesprochen worden zu sein. Sie war doch nicht ganz für nichts. Es mußte doch etwas anziehendes an ihr sein. Und wenn sie noch einmal angesprochen werden würde, sie liefe nicht davon. Sie ginge mit. Man brauchte ja nicht gleich alles zu geben. Man konnte sich doch einmal amüsieren und gut soupieren. Sie hatte heute Lust danach. Und sie hatte ja nun auch keine Verpflichtungen mehr.

Bei diesem Gedanken lachte sie laut heraus. Sie war doch eine richtige Landgans. Sie ging bis zum Boulevard Sebastopol. Aber es kam keiner mehr, der sie angesprochen hätte. Da ärgerte sie sich und sprang auf einen Omnibus. Der Tag war übel gewesen. Und als sie oben saß und die Boulevards entlang fuhr, an all' den vornehmen Restaurants vorbei, in denen die geputzten Leute saßen, da weinte sie. Und sie weinte richtig und tüchtig, ohne sich vor den Mitfahrenden zu genieren. Sie kam sich so bei Seite geschoben vor, so als ob ihr aller Anteil am Leben und an der Welt versagt wäre. Sie fühlte aber in sich einen solchen Drang nach dem Leben, ein solches Bedürfnis nach dem Genuß, wie sie es nie empfunden hatte. Sie war plötzlich durstig geworden, warum sollte sie nicht trinken dürfen? Alle genossen, alle hier rings. Alle hatten das Glück. Sie hatte nichts.

An der großen Oper stieg sie aus. Sie wollte nun weiter zu Fuß gehen. Und es war ein Vielleicht in ihr. Man mußte dem Glück nur die Hand bieten. Aber als sie kaum über das Café de la Paix hinausgekommen war, fühlte sie sich geniert. Der Mut war ihr plötzlich gesunken. Sie dachte, sie müsse häßlich sein und lächerlich ärmlich. Kein Mensch, der sich nach ihr umsehen würde. Und bemitleiden wollte sie sich auch nicht lassen. Das hatte sie schließlich doch nicht nötig, sie verdiente ihr Brot noch. Da ging sie zurück und stieg in die Metro hinunter, und wenn die Luft auch dick hier unten war, sie konnte sie jetzt doch aushalten.

Stumpf, ohne etwas zu fühlen und zu denken saß sie da. Sie war nur sehr müde. Sie wollte heimkommen, so rasch wie irgend möglich.

(Fortsetzung folgt.)

Zeit- und Kalenderrechnungen.

Von Heinrich Cunow.

Sobald die Menschheit auf ihrem Entwickelungsgang über die ersten Stufen der Nahrungsbeschaffung hinausgelangte, stellte sich auch schon das Bedürfnis nach einer Einteilung und Messung der Zeit ein. Tag und Nacht, sowie die alljährlich wiederkehrenden Jahreszeiten: Sommer und Winter (Regenzeit), Frühling und Herbst, sind die ersten Zeitabschnitte, die der Mensch unterscheidet. Später gesellt sich die Einteilung des Jahres nach den wechselnden Gestalten des Mondes hinzu, d. h. die Zeitbestimmung nach „Mondmonaten" von 29 oder 30 Tagen oder nach dem Sichtbar- oder Unsichtbarsein der Plejaden, des Siebengestirns. Im ersten Fall wird meist das Jahr in 10 oder 12 Monate geteilt, in letzterem Fall in 6 Plejadenperioden. Vornehmlich sind es die durch ihre Seefahrten auf die Beobachtung der Gestirne angewiesenen südlichen Fischer- und Inselvölker, die nach dem Stand der Plejaden rechnen, wie denn auch diese Zeitrechnung hauptsächlich in der Südsee vorkommt neben der Zeiteinteilung nach Mondphasen und nach dem Wechsel der Monsune, der abwechselnd aus bestimmten Richtungen wehenden periodischen Winde.

Wenn der Ackerbau größere Bedeutung für die wirtschaftliche Existenz der Völker erlangt, genügt diese Einteilung nicht mehr. Der Mensch fühlt sich in steigendem Maße von den Naturgewalten abhängig, die gewaltsam und übermächtig in seine Daseinskämpfe eingreifen und das Resultat seiner Arbeit spielend vernichten. Es gilt, genau die regelmäßigen Flußüberschwemmungen, Witterungsumschläge, den Eintritt der Regenzeiten und der periodischen Winde zu bestimmen, um danach die Bodenbestellung einzurichten. Dazu aber ist die Beachtung der Sonnenstellungen zur Erde nötig. So vollzieht sich die Anpassung des reinen Mondjahres an das Sonnenjahr. Da letzteres 11 Tage mehr hat, als das Mondjahr, wird entweder, wie wir bei verschiedenen amerikanischen, polynesischen und malaiischen Völkerschaften und ebenso bei den Juden, Syriern und Babyloniern sehen, ein dreizehnter Schaltmonat hinzugefügt, oder aber es wird die Zeit zwischen den Sonnenwenden und den Tag- und Nachtgleichen ohne Rücksicht auf die Gestalt des Mondes in gleichmäßige Zeitabschnitte geteilt, so daß wir bei manchen Völkern Sonnenjahre von 12, 14, 16 und sogar auch 20 Monaten finden.

Doch auch die Rechnung nach Sonnenjahren von 365 Tagen stimmte, wie man bei weiterer Beobachtung der Sonnenkonstellationen fand, mit der genauen Zeit des Umlaufs der Erde um die Sonne, oder, wie man früher annahm, der Sonne um die Erde nicht überein. Sollte nicht nach und nach der Jahresanfang in alle Jahreszeiten fallen, so mußten in bestimmten Perioden immer „Schalttage" eingeschaltet werden.

Wie diese Einschiebung von Schalttagen vor sich geht, läßt sich bei den alten Griechen genau verfolgen. Ursprünglich rechneten sie ebenfalls nach reinen Mondmonaten, bis Solon (600 v. Chr.) verfügte, daß, um das Mondjahr von 354 Tagen mit dem Sonnenjahr auszugleichen, künftig ein um das andere Jahr ein „Schaltmonat" von 30 Tagen eingefügt werden solle. Bald erkannte man jedoch, daß dadurch das Kalenderjahr um 3¾ Tage zu lang wurde und ging deshalb dazu über, nur alle drei Jahre einen Schaltmonat von 30 Tagen einzufügen, wodurch das Jahr auf 365¼ Tage reduziert wurde. Nachdem Meton 432 v. Chr. die Entdeckung gemacht hatte, daß 235 Mondmonate gleich 19 Sonnenjahren seien, wurde sie durch eine Schaltkreiseinteilung von 19 Jahren mit insgesamt 6940 Tagen ersetzt. Wegen ihrer Mängel erhielt sich Metons Zeitrechnung jedoch kein Jahrhundert. Dann folgte ihr eine genauere Einteilung in 76jährige Schaltzyklen auf Grund der astronomischen Forschungen des Kalippos.

Ebenso rechneten auch die alten Römer nach Mondmonaten unter periodischer Einfügung eines dreizehnten Schaltmonats, bis Julius Cäsar im Jahre 46 v. Chr. den sogenannten Julianischen Kalender einführte, der für das Jahr 365 Tage festsetzte und alle 4 Jahre einen Tag einschaltete: ein Kalender, nach dem bekanntlich die Russen heute noch rechnen, während die römisch-katholischen und protestantischen Länder den Gregorianischen Kalender (vom Papst Gregor XIII.) angenommen haben, durch den bestimmt wurde, daß alle jene Jahrhunderte nicht als Schaltjahr gelten sollten, die sich nicht durch 4 teilen lassen. So gelten z. B. die Jahre 1800 und 1900 nicht als Schaltjahre, da sich 18 und 19 nicht durch 4 teilen lassen; dagegen ist das Jahr 2000 ein Schaltjahr.

Zu den eigenartigsten und genauesten Zeitrechnungen gehört die der Azteken, der alten von Hernando Cortez unterworfenen Bewohner Mexikos. Sie teilten ihr Jahr in 18 Monate zu 20 Tagen. Jeder Monat wie Tag hatte seinen besonderen Namen und sein besonderes Schriftzeichen. Da die Azteken aber gute Astronomen waren und genau wußten, in welcher Zeit die Erde die Sonne umkreist, so rechneten sie jedem Jahr fünf „Nemontemi" (d. h. unnütze Tage) hinzu.

Ihre Woche hatte 5 Tage, und demnach ihr Jahr 72 gute und eine unnütze Woche. Außerdem wurden bestimmte Schalttage eingelegt. Nach der Angabe des Paters Sahagun, eines im Jahre 1529 nach Mexiko gekommenen gründlichen Kenners der Sitten und der Sprache der Azteken, fügten sie alle 4 Jahre einen Schalttag ein, während die übrigen spanischen Chronisten melden, daß die Mexikaner am Schlusse eines jeden Zeitzyklus von 52 Jahren einen Monat von 13 Tagen eingeschoben hätten. Von den meisten Ethnologen ist die letzte Mitteilung als die richtigere angenommen. Es ist aber noch keineswegs erwiesen, daß Sahagan Unrecht hatte; wenigstens stimmt seine Angabe mit der Tatsache überein, daß die Mexikaner ihre 52jährige Zeitperioden, die sie „Garben" nannten, in 13 Vierjahreskreise teilten, und zwar hatte jedes der vier Jahre eines solchen Kreises sein besonderes Sinnbild. Das erste Jahr wurde durch ein Kaninchen bezeichnet, dem Zeichen der Fruchtbarkeit und im weiteren Sinne der befruchtenden Kraft der Luft; das zweite durch ein Schilfrohr, dem Zeichen der Wasserkraft; das dritte durch eine Feuersteinspitze, dem Zeichen des Feuers (Wärme); das vierte durch einen Hausriß, dem Zeichen des Raums und der Ausdehnung (indirekt auch der Erdfläche). Sicher ist also, daß die Mexikaner stets vier Jahre zu einem besonderen Zyklus zusammenfaßten.

Zwei „Garben" von 52 Sonnenjahren waren wieder zu einer „Epoche" vereinigt, die demnach 104 Jahre umfaßte. Am Schluß des letzten Jahres solcher Epoche fiel regelmäßig der fällige Schalttag aus, so daß der mexikanische Kalender nach jeder Epoche wieder genauer mit der Sonnenzeitrechnung zusammentraf, als selbst unser heutiger Gregorianischer Kalender — und doch ist diese Zeiteinteilung bereits 1091 n. Chr. bei den Azteken eingeführt worden: ein sicherer Beweis für ihre astronomischen Kenntnisse.

Im gewöhnlichen Leben rechneten die Mexikaner jedoch nicht nach 104jährigen „Epochen", sondern nach ihren 52jährigen „Garben", die wieder in vier kleinere Zeitkreise zu je 13 Jahren — 13 war ihre heilige Zahl — und zugleich in 13 Vierjahresperioden geteilt wurden.

Die aztekische Priesterschaft hatte außerdem für ihre astrologischen Zwecke einen besonderen Kalender, den sie „Mondrechnung" nannten. Dieses Mondjahr bestand aus 20 Zeitabschnitten (Monaten) zu je 13 Tagen, also insgesamt aus 260 Tagen. Neun solcher Mondjahre bildeten wieder einen Zeitkreis von 2340, und zwei solcher Zeitkreise einen Mondzyklus von 4680 Tagen. Es traf also dieser Zyklus mit der gewöhnlichen Kalenderrechnung zusammen, denn der Zeitkreis zu 13 gewöhnlichen Jahren umfaßt, wenn die „Nemontemi" (die unnützen Tage) nicht mitgerechnet werden, ebenfalls 4680 Tage.

Ferner fiel auch das Ende jedes 73. Mondjahres, an dessen Schluß die Priester einen heiligen Schaltmonat von 13 Tagen einlegten, genau mit dem Ende einer 52jährigen „Garbe" zusammen, denn 52 Jahre zu 365 Tagen nebst 13 Schalttagen ergeben genau 18993 Tage, und ebenso erhält man, wenn man 73 Mondjahre zu 260 Tagen rechnet und diesen den aztekischen Priesterschaltmonat hinzufügt, die Gesamtzahl 18 993.

Zur Darstellung ihrer Zeitrechnung bedienten sich die Azteken der Kalendersteine, manchmal 2 bis 3 Meter im Durchmesser haltender runder Steine in der Art unserer Mühlsteine, auf die in flachem Relief die Zeichen für die Tage, Monate und Jahre ihrer Zeitkreise eingemeißelt waren. Gewöhnlich stellen diese Kalendersteine nur die Sonnenzeitrechnung dar; doch findet man auf ihnen auch die Sonnenjahrzyklen gemischt mit der sogen. „Mondrechnung" der Priester.

Der hier abgebildete Stein enthält ein solches gemischtes System. Im Mittelpunkt des Steins sehen wir das Bild der Sonne, umgeben von acht verschiedenen Zeichen, wahrscheinlich eine Darstellung des neunjährigen Mondzyklus von 2340 Tagen. Der nächste um diesen Mittelpunkt gelagerte Ring enthält die Schriftzeichen der zwanzig Tage des mexikanischen Monats; und der um diesen ersten sich hinziehende zweite Ring ist in kleine Quadrate abgeteilt, die über einem Doppelstrich drei Punkte enthalten, die heilige Zahl 13, vielleicht ein Hinweis auf die priesterlichen Mondmonate von 13 Tagen. Der dritte Kreis enthält 73 kleinere Quadrate mit einem Punkt darin — der Mondjahrzyklus von 73 Jahren deckte sich bei den Azteken, wie schon vorhin erwähnt wurde, mit dem 52jährigen Sonnenzyklus — und zwischen diesen kleinen Quadraten ragen sieben Spitzen und sechs Türme hervor, zusammen dreizehn; allem Anschein nach eine Darstellung der Einteilung der „Garbe" in 13 Vierteljahresperioden. Am äußeren Rand ziehen sich 26 (2 mal 13) Abteilungen mit unleserlichen Schriftzeichen hin, 26 mal 4 gleich 104, der Jahressumme, der „Epoche", des großen Sonnenkreises der Azteken, nach dessen Ablauf sich ihrer Meinung nach wieder die Kalenderrechnung der Sonnenbewegung genau anpaßte. Daß letztere Deutung richtig ist, zeigen die beiden stilisierten Schlangen am unteren Rand des Steins. Das Bild der Schlange hat nämlich unter vielen anderen auch die symbolische Bedeutung der Vollendung eines Kreislaufs, hier zweifellos des Ablaufs einer „Garbe" von 52 Jahren, und 2 mal 52 ist 104, die Anzahl der Jahre einer „Epoche".

Es ist eine äußerst sinnreiche Rechnung, die sich uns hier enthüllt: eine Rechnung, die noch weit mehr als die prächtigen Tempelbauten und Skulpturen Altmexikos die hohe Entwickelungsstufe beweist, die seine kulturell hochentwickelten Bewohner zur Zeit der Entdeckung Amerikas erreicht hatten.

Wie verbringen die Tiere den Winter?

Von M. H. Baege.

Der Winter ist für die Tiere so gut wie für die unbemittelten Menschen eine Zeit der Entbehrung und des Leidens, denn er entzieht ihnen außer der Luftwärme auch die Gelegenheit, sich leicht und reichlich diejenigen Mittel zu erwerben, welche die innere Körperwärme erhalten, nämlich die Nahrungsmittel. Niemand friert und erfriert leichter als der Hungrige. Da nun aber im Winter die Pflanzenwelt keine neue Nahrung erzeugt und die meisten genießbaren Früchte und Wurzeln entweder verbraucht oder unzugänglich sind, so würden fast in jedem Winter einzelne Tiergeschlechter aussterben, wenn sie nicht Vorkehrungen getroffen hätten, die sie über die Notzeit hinwegbringen. Sie tun das, indem sie entweder den ganzen Winter durch schlafen, für den Winter sparen oder vor dem Winter flüchten, und wir können nach diesen drei verschiedenen Verhaltungsmethoden die Tiere einteilen in Winterschläfer, Wintersparer und Winterflüchtlinge.

Beschäftigen wir uns zunächst mit den Winterschläfern. Unter diesen befindet sich kein einziger Vogel, denn die Erzählung von Rauchschwalben, die in Sümpfen überwintern, hat sich vor der wissenschaftlichen Prüfung als vollkommene Täuschung erwiesen. Zu den Winterschläfern gehören aber nicht wenige Säugetiere. Der gräuliche Dachs ruht in seinem reinlichen mit Laub gepolsterten Kessel, er frißt nichts und zehrt buchstäblich von seinem Fett. Wenn er im Winter einmal seinen Bau verläßt, soll er nur trinken. Der Igel scharrt sich, wenn im Herbst die Luftwärme auf etwa 6 Grad gefallen ist, unter einer Hecke eine Höhle, streut Laub darein und deckt sich beim Schlafengehen dicht zu. Ich fand einmal in einem Graben einen solchen Schläfer, um den das Laub zu einer brotlaibähnlichen Masse zusammengefroren war. Stach ich ihn, so äußerte er keinen Laut, sondern rollte sich nur noch fester zusammen, öffnete ich sein Augenlid, so sank es wieder zu, ohne daß das trübe Auge Lichtempfindung zeigte, blies ich ihm Zigarrenrauch vor die Nase, so bewegte er, ohne zu erwachen, seinen Kopf weg. Sein Atem war fast unmerklich, zuweilen stand er längere Zeit ganz still. Als ich ihn ins warme Zimmer brachte, streckte er sich, gähnte, öffnete blinzelnd die Augen und bewegte sich anfangs sehr unsicher, fast taumelnd. Und bald hatte er sich gänzlich erholt.

Die zierliche Haselmaus schläft vom Oktober an, in einen Knäuel gerollt, zwischen den Steinen einer Mauer oder in einem hohlen Baume und erwacht wie der Igel, wenn das Wetter mild wird, um bei neuer Kälte wieder in Starrsucht zu verfallen. Die Fledermäuse, welche ihren Winterschlaf in hohlen Bäumen oder Gebäuden oder Höhlen halten, zeichnen sich durch die sonderbare Haltung aus, die sie im Schlafe einnehmen. Sie hängen sich nämlich kopfunter an den Krallen ihrer Hinterfüße auf. Ihre Blutwärme soll im Winterschlaf von 24 Grad auf 4 Grad sinken. In den Fugen des Gemäuers einer alten Scheune, wo sie ziemlich warm steckten, hörte ich sie wiederholt noch im November zwitschern. Dann aber, als die Kälte so stieg, daß das Wasser auf den Straßen gefror, verstummten sie.

Unsere Reptilien (Kriechtiere) sind sämtlich Winterschläfer. Schlangen und Eidechsen schlafen in Felsspalten oder unter dem Laube. Frösche, Molche und Salamander verbringen den Winter schlafend im Schlamme der Teiche, in denen man schon Frösche festgefroren fand und doch wieder zum Leben brachte. Diesen Tieren kommt gewiß das Einschlafen am leichtesten an, da sie auch im Sommer bei sonnenlosen Tagen starr und träg sind und in wachem Zustande monatelang hungern können.

Fast unzählig ist die Art der Winterschläfer unter den Insekten. Vielleicht die meisten Arten dieser Klasse überleben den Winter in der allereinfachsten Form des Lebens, im Eizustande. Auffallenderweise vermag der Lebenskeim in vielen Fällen mehr zu ertragen als das ausgebildete Wesen. Pflanzensamen und Insekteneier halten unbeschädigt Temperaturen aus, denen die daraus hervorgehenden Lebewesen erliegen würden. Die überwinternden Insekten liegen in einer wahren Todesstarre. Sie haben die Beine eng an den Leib angezogen. Meist

Mexikanischer Kalenderstein.

brechen sie in diesem Zustande eher ab, als daß sie sich beugen lassen. Das starre Insekt äußert keine Empfindung, und doch kehrt es, wenn man es kräftig anhaucht oder in ein warmes Zimmer bringt, rasch aus seinem todähnlichen Zustande zum Leben zurück.

Die meisten Insektenschläfer versorgen sich im Winter mit trefflichen Bettchen unter Baumrinden im Holze umfaulender, hohler Bäume, im Moose, in Erdlöchern, in kleinen Höhlen unter den Steinen von Mauern und unter Geröll. In einer „Steinrütsche" — so nennt man in Thüringen die Haufen der von den Feldern abgelesenen Steine — findet man unter dem einen Steine einen erstarrten Laufkäfer, dort eine schlafende Raupe oder Puppen verschiedener Art, unter einer anderen Steinplatte sieht man einen ganzen Staat kleiner gelber Ameisen, die ich schon bei + 1 Grad starr fand. Tief im Moose begegnet man zuweilen einer erstarrten weiblichen Hummel, welche der schönen Zeit der Stachelbeerblüte entgegenschläft, um dann einen neuen Staat zu gründen. Wasserkäfer gefrieren nicht selten mit dem Wasser ihres Tümpels ein, ohne daß dadurch ihr Leben erlischt. Manche Schmetterlinge benutzen als außerordentlichen Glücksfall die Innenwand einer Höhle, einer Scheune oder eines Gartenhauses zur Schlafstätte und überstehen so den Winter, dem sie im Freien erliegen müßten. Das Pfauenauge und der Frühlingsherold sind diejenigen Falter, welche von solchen Winterasylen am häufigsten Gebrauch machen, um uns in den ersten schönen Frühlingstagen als Vorboten des Maien zu umflattern. Die größte Kälte erträgt der Frostschmetterling, der gegen Ende Oktober in der Abenddämmerung um Baumstämme flattert, um das flügellose Weibchen aufzusuchen.

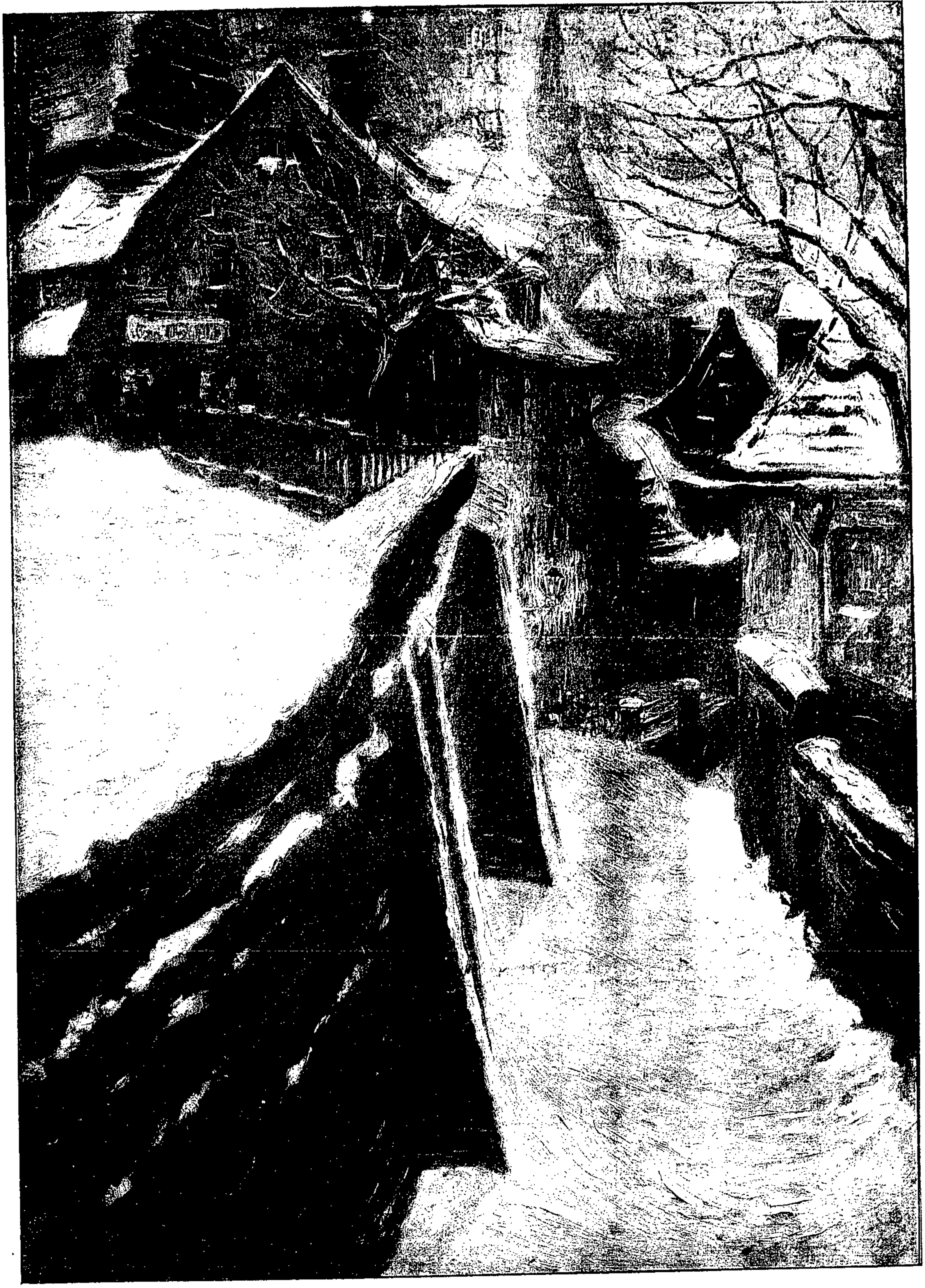
Gewähren viele Winterschläfer Interesse durch die Kunst, mit der sie die Erdwärme und den Schutz schlechter Wärmeleiter aufsuchen, so sind doppelt anziehend jene Schnecken, welche sich nicht nur unter Steine und Moose verbergen, sondern auch ihr eigenes tragbares Haus durch einen Deckel luftdicht verwahren. Sie schwitzen im Herbst ein Kalkplättchen oder eine von Kalk durchdrungene Schleimhaut aus, welche die Mündung ihres Gehäuses so gut verschließen wie die beste Tür den Eingang einer menschlichen Wohnung.

Die niedrigsten Klassen der Tiere, von den Würmern bis zu den Infusorien, verbringen wohl sämtlich, mögen sie nun im Wasser oder in der Erde leben, den Winter im Scheintode. Neueste Forschungen haben ergeben, daß einige der Wirbellosen, z. B. Mantel tiere, eigenartige Ueberwinterungsformen, sogen. Winterknospen bilden.

Während unter den Winterschläfern, deren Leben jährlich eine Pause macht, kein einziger Vogel sich befindet, bilden von der zweiten Abteilung, den Winterflüchtlingen, die Vögel die Mehrzahl; ja, als eigentliche Winterflüchtlinge haben wir nur die Vögel, denn die winterlichen Ortsveränderungen mancher Säugetiere, z. B. des Fuchses, der im Winter aus den Gebirgsforsten herabrückt, kann man nicht als Wanderungen, sondern höchstens als verlängerte Beutegänge auffassen. — Die Wandervögel zerfallen in zwei Klassen. Die Strichvögel vertauschen nur die rauheren, gebirgigen Gegenden ihres Vaterlandes mit niedriger gelegenen, milderen Landschaften. So kommen z. B. im Spätherbst und Winter von den Höhen des Thüringer Waldes mancherlei Meisen scharenweise in die Fluren des Gebirgsfußes. So begeben sich viele Spechtmeisen und Baumrutscher an die Bäume der Obstgärten und der Alleen milderer Fluren.

Die Zugvögel hingegen entfernen sich nicht nur von ihrer Heimat, sondern auch von ihrem Vaterlande, auch reisen sie nicht in kleinen Tagemärschen, wie die Strichvögel, welche sich gleich Handwerksburschen an jeder hübschen Station so lange aufhalten, wie die Nahrung reicht und das Wetter es erlaubt, sondern wie Eisenbahnreisende, die schnellstens ihrem Ziele entgegenfahren.

Die Zugvögel teilen wir von unserem Standpunkte der heimatlichen Naturbeobachtung aus in zwei Abteilungen: in solche, die nach Deutschland ziehen und in solche, die von uns auswandern. Die ersteren sind nordische Winterflüchtlinge, die den deutschen Winter für milder halten als den ihrer Heimat und deshalb als Wintergäste in Deutschland einkehren, das ihnen etwa so mild-bewintert erscheinen mag, wie uns Nizza vorkommt. Manche dieser



Fritz Beckert: **Winterabend.**

Wintergäste finden sich bei uns alljährlich ein, z. B. der Krammetsvogel und der Bergfink. Andere, wie z. B. der Leinfink, kommen in manchen Jahren selten oder bleiben wohl einmal ganz aus, zuweilen stellen sie sich hingegen in ganzen Scharen ein. Noch andere Wintergäste erscheinen weit seltener und nur in ungewöhnlich strengen Wintern. Dazu gehört z. B. der schönbefiederte Seidenschwanz. Mitunter treffen nordische Gäste bei uns ein, die wahre Seltenheiten sind und seit Menschengedenken sich nicht eingefunden haben. Außer mancher seltenen Entenart verflogen sich bis nach Mitteldeutschland schon isländische Möwen, die Spornammer und andere mehr. Diesen Bewohnern des unwirtlichen Nordens mag unser Land selbst im strengsten Winter immer noch viel besser als ihre Heimat erscheinen. Denn selbst im Winter finden sie bei uns die ihnen zusagende Nahrung, wie Wachholder- und Ebereschen- oder Vogelbeeren, Erlen- und Birkensamen usw.

Manche Flüchtlinge der nordischen Gegenden und fast sämtliche deutsche Zugvögel brechen viel entschiedener mit dem Winter als die Strichvögel, die sich nur einen etwas milderen Aufenthalt suchen. Die Zugvögel unternehmen meist sehr große Reisen, um dem Winter auszuweichen. Sie ziehen über Deutschland weg, überfliegen die Alpen, und zwar gewöhnlich längs der Pässe, durchstreifen Italien, wo leider außerordentlich viele gefangen und getötet werden, und schwingen sich zuletzt über das Mittelmeer, um in den warmen Küstenländern oder selbst noch tiefer landeinwärts, z. B. in den Quellgegenden des Nils, eine Zuflucht zu suchen. Am weitesten nach Süden scheinen vorzudringen: der Kuckuck, die Schwalbe, die Wachtel, der Wachtelkönig, der Storch, der Pirol, der Wendehals und manche kleine Sänger. Sie gelangen in Gegenden, die noch lange nicht genügend erforscht sind. Am frühesten verlassen [illegible] Wachtel und Wachtelkönig, am spätesten die Saatgänse. Fast nie verspäten die Winterflüchtlinge ihre Abreise, sie verlassen ihre Sommerheimat immer zeitig genug, um den Unannehmlichkeiten der gefürchteten Jahreszeit zu entgehen. Aber bei der Wiederkehr müssen, mit Ausnahme der am frühesten reisenden und am spätesten zurückkehrenden Kuckucke, Wachteln und Wachtelkönige, gar manche den Winter doch noch schmecken. Ein „Lerchenschnee", der nicht selten spät im Frühling die schon grünenden Auen dicht bedeckt, lehrt die Winterflüchtlinge die Not kennen, welche ihre Geschwister, die auch im Winter in der Heimat bleiben, oft zu erdulden haben.

Die Wanderungen der Zugvögel gehören zu den schwierigsten Problemen der Tierkunde. Was veranlaßt diese Tiere, ihre Reise zu einem ganz bestimmten Termine anzutreten? Außerdem aber, wenn die Mehrzahl abreist, ist es keineswegs kalt und ein wirklicher Nahrungsmangel noch nicht vorhanden. Der Kuckuck verläßt z. B. den völlig grünen Wald, der gewiß noch viele Raupen darbietet. Was leitet die Zugvögel auf ihrem Wege über Land und Meer? Manche halten Jahr für Jahr auf ihren Wanderungen dieselbe Straße ein, so ruhen die Wachteln z. B. fast alljährlich zu Tausenden auf der Insel Capri bei Neapel aus. Was bewegt sie, aus dem ununterbrochen warmen, südlichen Zufluchtsort wieder heimzukehren? Zwar sind viele Hypothesen von den verschiedensten Gelehrten zur Erklärung all dieser wundersamen Erscheinungen ersonnen worden, doch keine einzige hat sich bis jetzt als völlig einwandfrei, d. h. genügend wissenschaftlich begründet erwiesen. Der einzige Weg, auf dem man sich der Lösung all dieser Probleme annähern kann, ist die genaue Beobachtung der Wanderungen und der Naturverhältnisse des Aufenthaltsortes in der letzten Zeit vor der Abreise.

Außer den Winterflüchtlingen und Winterschläfern nannten wir vorn als dritte Gruppe die Wintersparer. Solcher wirtschaftlicher, für die Zukunft bedachter Tiere gibt es nur wenige. Kein Vogel gehört dazu. Von den Säugetieren sind zu den Wintersparern zu zählen: das Eichhorn, die Feldmaus, der in Deutschland sehr selten gewordene Biber und der Hamster. Letzterer gehört zugleich zu den Winterschläfern. Er liegt in seiner Kammer oder Höhle, deren Zugänge er wohl verstopft hat, zusammengekugelt wie scheintot. Man merkt fast keinen Atem und das Herz schlägt selten und äußerst leise. Wahrscheinlich erwacht er beim Mildwerden der Witterung zeitweilig und genießt dann etwas von seinen Vorräten. Bei den Eichhörnchen hat man beobachtet, daß sie im Spätherbst in Baumhöhlen oder in Rindenlücken Vorratskammern anlegen; häufig scheinen sie aber von den Eigentümern vergessen zu werden, wenigstens fand man in derartigen Verstecken noch im Frühjahr Schätze von Haselnüssen, die völlig unberührt waren.

Der großartigste Wintersparer, der durch gemeinsame Arbeit mit den Genossen Erstaunliches leistet, ist ein Insekt, und zwar das einzige seiner Art, unsere Biene. Kein anderes Insekt sammelt für den Winter. Ameisen, Wespen und Hummeln, welche im Sommer zu Neste tragen, verzehren ihre Vorräte vor dem Winter und sterben im Herbst oder verbringen den Winter in Starrsucht. Die Biene hingegen versorgt sich so wohl, daß sie ihr gutes Auskommen für den Winter hat. Sie frißt sehr wenig. Ein genauer Beobachter der Bienen, der die Bienenkörbe öfter wog, hat berechnet, daß eine Biene an Wintertagen höchstens die Hälfte von dem genießt, was sie im Sommer täglich eingetragen hat. Die Bienen halten übrigens keineswegs, wie manche glauben, einen Winterschlaf. Sie lieben es ziemlich warm, das in einen gesunden und volkreichen Stock gebrachte Thermometer zeigt [illegible] oft innerhalb des Strohkorbes, wenn außen 0 Grad sind, 24 Grad Wärme. Werden kalte Tage durch warme unterbrochen, so zehren die Bienen stärker, wenn die Sonne lockt, fliegen sie über den Schnee hinweg ins Freie, um die blühenden Haselkätzchen nicht unbenutzt zu lassen, fallen aber häufig unterwegs erstarrt nieder auf den beschneiten Boden und büßen ihre Arbeitslust mit dem Leben.

Endlich gibt es in unserer Heimat eine Anzahl Tiere, besonders unter den Säugetieren und Vögeln, die vor dem Winter weder mutlos fliehen, noch sich verkriechen oder gar dumpf erstarren, sondern mit Tapferkeit den Beschwerden und Leiden der strengen Jahreszeit Trotz zu bieten wagen. Man könnte diese braven Tiere als unsere Winterhelden bezeichnen.

Als der erste Winterheld verdient ein Tier genannt zu werden, das sonst wegen seiner Furchtsamkeit zum Sprichwort geworden ist, nämlich der Hase. Mühselig sucht er seine Nahrung, die oft kümmerlich genug aus dürren, der Schneedecke entragenden Halmen oder bitteren Baumrinden besteht und verkriecht sich, sobald er sich leidlich gesättigt hat, oft wohl auch mit leerem Magen, unter einem Busche in sein Lager aus Laub, in dem er sich einwühlt. Durch viele „Absprünge", die er die Kreuz und Quer macht, sucht er zu verhindern, daß er durch die Fährten im Schnee verraten werde. In diesem Lager verschläft er nun manche lange, bitterkalte Nacht. Warum er nicht, gleich seinen nahen Verwandten, dem Murmeltier und der Haselmaus, einen wahren Winterschlaf hält, ist aus dem Bau seiner Organe durchaus nicht zu erklären; sein dichteres Winterhaar, das vielleicht von manchem als ein Grund angegeben werden dürfte, weshalb er wach der Kälte trotze, erklärt nichts, denn ein solches sproßt im Spätjahre auch manchen Winterschläfern.

Von den Nagetieren sind noch mehrere im Winter munter. Das wilde Kaninchen verläßt abends oder nachts seinen Bau und dringt nicht selten in Gärten und Gebäude ein. Das Eichhörnchen baut sich auf einem Baum ein zu[illegible] mäßiges, rings geschlossenes Winterhaus, de[illegible] Tür es dem Winter unzugänglich macht. [illegible] sehr rauhem Wetter hält es sich in diesem [illegible] tagelang verborgen. Die Feldmaus gr[illegible] zwischen Schnee und Erde, um junge Saat [illegible] schmausen oder Baumrinden anzunagen, [illegible] schleicht sich wohl auch in Gebäude ein. A[illegible] manche Spitzmaus ist im Winter wie die F[illegible] maus so keck, in Gebäude einzudringen. [illegible] Maulwurf wühlt gleichfalls unter dem Sch[illegible] die gefrorene Erde auf.

Alle Raubtiere werden durch den Win[illegible] verwegener gemacht. Sie wagen sich bis in [illegible] menschlichen Gehöfte hinein, um sich dort [illegible] Stück Geflügel zu rauben. Die Fischot[illegible] wandert im Winter zuweilen flußaufwärts [illegible] Gegenden, die sie im Sommer wegen der [illegible] häufigen Störungen durch den Menschen mei[illegible] und fischt in Eislöchern.

Gleich den Säugetieren werden auch [illegible] Vögel im Winter dreister und nähern sich d[illegible] menschlichen Wohnungen, um Almosen [illegible] sammeln und gelegentlich einen Hungerdiebst[illegible] zu begehen. Manche im Sommer mensche[illegible] scheue Bewohner der freien Fluren werden [illegible] ständigen Wintergästen in den Dörfern. Gol[illegible] ammer, Haubenlerche und Rabe lesen neb[illegible] Scheunen und Ställen allerlei Abfälle auf, d[illegible] sonst so scheuen Schwarzspecht sah ich im Wint[illegible] öfters an die Lehmwände der Ställe eine[illegible] stillen Dörfchens klopfen.

Sonderbar ist es, daß Arten einer und de[illegible] selben Gattung, ja sogar Angehörige derselbe[illegible] Art sich im Winter verschieden benehmen. D[illegible] Haussperling z. B. ist Standvogel und we[illegible] immer Mittel aufzufinden, sich durchzuschlage[illegible] ohne sein Leben zu gefährden. Der Feldsperlin[illegible] ist Strichvogel, aber einige Feldsperlinge bleiben [illegible] auch im Winter in ihrer Heimat. Die meiste[illegible] Edelfinken ziehen im Winter fort, aber in nich[illegible] zu rauhen Gegenden bleiben in der Nähe be[illegible] wohnter Orte immer einzelne Finken, und zwa[illegible] immer nur ältere Männchen, zurück, die vo[illegible] den Brosamen der Menschen leben.

Den Frost empfinden unsere befiederte[illegible] Winterhelden übrigens lange nicht so bitter, al[illegible] wir uns es vorstellen. Die Vögel sind durc[illegible] rasches Atmen, schnellen Blutumlauf und dichte[illegible] Gefieder trefflich gegen Kälte geschützt. Auf[illegible] fallend ist es, daß die wilden Vögel im Winte[illegible] keinen Gebrauch von ihren Nestern machen, di[illegible] ihnen doch einigen Schutz gewähren könnten[illegible] während sie so mit aufgebauschten Federn i[illegible] Hecken und auf Bäumen übernachten. Daß si[illegible] Nahrungsmangels halber die Stellen ihre[illegible] Nester verlassen müssen, erklärt es nicht; denn auch Elstern und Raben, die ganz nahe an den Baume, auf dem ihr Nest stand, übernachteten sah man im Winter nie ihr Nest brauchen.

Mehr als durch den Frost werden di[illegible] Standvögel durch den Nahrungsmangel be[illegible] lästigt. Mancher Feinschmecker lernt nun, sic[illegible] mit schlichter Kost zu begnügen: die Ebereschen[illegible] beeren werden nun z. B. von den Edelfinke[illegible] benagt. Die tapfersten Winterhelden sind di[illegible] kleinsten Vögel, die Goldhähnchen, die mi[illegible] Tannen- und Kappmeisen in Gesellschaft auf de[illegible] Aesten der Nadelholzbäume umherhüpfen, und di[illegible] Zaunkönige, welche sich mehr am Boden umher[illegible] treiben. Nie sieht man sie traurig und verzag[illegible] still hocken wie die Goldammern, immer sind si[illegible] beweglich und tätig. Es ist fast ein Wunder[illegible] wie diese Insektenfresser ihr Leben fristen können, jedenfalls werden sie im Winter auc[illegible] Sämereien nicht von sich weisen. Ein recht[illegible] fröhlicher Winterheld ist auch der Kreuzschnabel[illegible] Er nistet und brütet um Neujahr herum au[illegible] einer dicht mit Schnee bedeckten Fichte. Di[illegible] Nahrung geht im Winter nicht aus: die Fichtenzapfen enthalten noch ölige Kerne und reichliches Fett schützt den Vogel vor dem Froste. —

Ein Untergang.

Erzählung von F. W. von Ostéren.

Das waren zwei furchtbare Jahre gewesen für die Bauern im Krasnogroder Kreise. Der Regen hatte den Anbau nahezu vernichtet. Das Getreide war hoch aufgeschossen, aber die Halme beugten sich nicht unter der Fülle der Aehren, die so leicht waren wie entmarkte Federkiele; die Rüben waren schmal und lang, ohne jeglichen Zuckergehalt, und die Fabriken zahlten so wenig für diese nässetriefenden Wurzeln, daß man besser tat, sie dem Vieh hinzuwerfen. Und endlich die Kartoffeln, die letzte Hoffnung, das tägliche Brot der armen Leute, waren verfault, so schwarz und verschimmelt, daß selbst die Hunde die stinkenden Knollen zurückwiesen. Es war ein grenzenloses Elend gewesen. Schon hatten die Bauern, die sich für die Zeiten der bittersten Not mühsam ersparte Groschen zur Seite gelegt hatten, auch diese angreifen müssen, um den Winter überstehen zu können.

Und nun . . . Dieses Jahr hatte einen wolkenlosen Sommer gezeitigt, einen schwerblauen Himmel, von dem herab die Sonne wie Feuer sengte. Schon des Morgens, kaum daß sie rotglühend im Osten auferstanden war, fangte sie die wenigen Tropfen auf, die eine mildernde Nacht auf den Schollen zurückgelassen hatte, und das Atmen wurde schwer. Die Menschen, die draußen auf den Feldern arbeiteten, erstickten fast unter diesen Gluten; die Arme sanken ihnen zentnerschwer, unfähig, ein Gerät zu halten; die Kehlen waren trocken, die Lungen röchelten. Nicht selten stürzten bald hier, bald dort Männer oder Weiber mitten in der Arbeit wie vom Schlage gerührt auf die Schollen hin und schliefen wie tot. Was sie im vergangenen Jahre vergebens ersehnt hatten, das ward ihnen in diesem Jahre allzu reichlich, und was sie verflucht hatten, das erflehten jetzt ihre Weiber mit trockenen Kehlen und auf wunden Knien. — Aber ein Tag um den anderen schlich dahin; keine Wolke, kein Tropfen Regen. Der Monat ging zu Ende, der nächste brach an und brachte nicht das ersehnte Wasser, aber eine neue entsetzliche Plage. Ein wilder Fluch durchtobte die Dörfer: die Mäuse.

Eines Morgens waren sie auf den dürren Feldern erschienen, unzählbar den Boden bedeckend. Aus jeder Erdspalte kroch ein graubrauner Nager hervor, sie durchwühlten das haltlose Erdreich und nagten an den Halmen, um die Aehren zu leeren. Wo man schritt, auf jedem Feldraine, mitten auf den Karrenwegen und selbst auf den großen Landstraßen scheuchte man die furchtbaren Tierchen auf. Die Böschungen der Straßengraben sahen aus wie Siebe, ein kleines Loch neben dem anderen, und aus jedem lugte eine Maus mit ihren kleinen, schwarzen, erstaunten Aeuglein hervor. Das war ein Zusammenbruch wie nach einer verlorenen Schlacht. Die Bauern gingen mit schreckentstellten Gesichtern umher und wagten kaum, einander in die Augen zu blicken, aus Furcht, in Tränen oder Flüche auszubrechen. Die Weiber saßen auf den Schwellen der Hütten und heulten und schrieen wie Wahnsinnige.

Die Felder boten rings einen Anblick, als hätten Herden wilder Pferde in rasendem Laufe die Garben geknickt. An vielen Stellen sah es aus, als wären all diese Halme gar nie wurzelfest gewesen im Erdreich, als hätte man sie noch vom vergangenen Schnitte verstreut liegen gelassen. Ganze Felder, auf denen das Getreide so hoch gestanden hatte, daß man nicht darüber hinwegblicken konnte, lagen nun wie brach; die Halme mit leergenagten Aehren deckten den dürren, grauen Boden, auf dem man schritt wie auf dem sonngelösten Schnee, der unter den Füßen zerrinnt. „Die Mäuse!" Die ganze todesbange Verzweiflung der Landleute lag in diesem Rufe; ganze Leben voll schweißreicher Arbeit und freudloser Mühen lagen in diesem Schrei. Dann — nachdem sie fast acht Tage lang stumpfsinnig und tatenlos den Vernichtern zugesehen, ergriff alle ein wildes Fieber wie den Soldaten, der, das Gewehr an der Wange, den Feind nahen sieht. Einige zogen mit ihren Sensen auf die Felder, um die Frucht, so leicht sie auch war, dem gänzlichen Verderben zu entreißen. Andere wieder eröffneten, im voraus besiegt, einen Kampf auf Tod und Leben gegen die kleinen Tiere.

Vielleicht würden die hohen Behörden helfen! Die Staroste brachten ihre Bitten und Beschwerden vor; sie wurden kopfschüttelnd angehört, und Abhilfe wurde versprochen. Von den gelehrten Doktoren aus Warschau, die eine große Besprechung gehalten, wurden giftgeimpfte Mäuse gebracht, giftige Pulver und Wässer an die Landleute verteilt; aber als die weißbärtigen Herren mit den goldenen Brillen nach einem halben Monat wieder auf die Felder hinauskamen, um ihre Erfolge zu betrachten, wurden sie mit höhnischen, haßerfüllten Zurufen empfangen. „O, das ist wahrhaftig ein vortrefflicher Fraß, den ihr den Mäusen gegeben habt." — „Viel dicker sind sie geworden, so viel dicker als ihr selbst." — „Das war ein Gebärmittel, bei meiner Seligkeit; jeden Tag werfen sie jetzt ein Dutzend Junge." — „Warum versucht ihr euer vortreffliches Gift nicht erst selbst, hochwohlgeborene Herren?" — „So klug werdet ihr davon werden, so klug!" — „Daß Gottes Blitz eure Schädel erleuchte!" — „Schwindler, ihr, elende!" Die Herren zuckten mit den Achseln und murrten etwas wie „dummes Bauernpack" und sagten laut mit freundlich aufmunterndem Lächeln: „Geduld!" Doch wiederzukommen hüteten sie sich, und die Mäuse fraßen weiter die Felder leer.

Die Bauern, welche die Garben, kaum geschnitten, eilends in die Scheuern geführt hatten, frohlockten, sich wenigstens d i e s e n mageren Verdienst gesichert zu haben. Aber ihr Jubel verstummte bald. Denn die Nager waren den Früchten nachgezogen und mästeten sich nun in den Scheuern. Und nicht nur dort blieben sie; bald waren alle Häuser von den Tieren verseucht; in den Schränken fraßen sie das Brot und das Mehl, zerbissen Wäsche und Kleider; aus jeder Lade, aus den Kissen der Betten sprangen sie den Menschen entgegen. Nun versuchte man gar nicht mehr, ihnen Einhalt zu tun; es war ja umsonst. Eine dumpfe, schwere Schlaftrunkenheit hatte sich der Leute bemächtigt; mit hängenden Armen sahen sie dem Untergange entgegen. Als man dann im Oktober die Zuckerrüben von den Feldern nehmen wollte, zog man an den wenigen, kleinen, welken Blättern ein faseriges Wurzelzeug heraus, groß wie Karotten. Und dann als letzter Schlag — die Kartoffeln; kein Grün, keine Knollen. Weder für Menschen, noch auch für Tiere gab es Vorrat an Winternahrung. Das Elend war grenzenlos, unsagbar, als noch ein früher Winter hereinbrach. Bereits der Oktober hatte kalte Nebel gebracht, die halbe Tage lang das Land in dichte Schleier hüllten. Aber der November meldete sich mit furchtbaren Stürmen, die den Landleuten eiskalt durch die schlechtgenährten Leiber fegten. Und dann war der Himmel plötzlich stahlgrau, und es fiel herab — dicht und weich in großen Flocken, bis die Erde weiß dalag und wie wütend unter den schweren Tritten knirschte. Dann wieder ein wilder, wirbelnder Nordwind, der den weißen, harten Staub wie Messerklingen in das Fleisch trieb und die Augen schmerzend rötete, daß man wie blind schritt.

*

Die Weihnachtstage rückten heran, und im Krasnogroder Kreise sah man ihnen düster entgegen. Im Dorfe Drobyn war die Not unbeschreiblich. Man hatte nichts mehr, wovon man leben konnte. Ein Stück nach dem anderen, war das Hausgerät zum Verkauf in die nächste Stadt gewandert oder an umherziehende Händler, die aus dem Elende der Landleute schmunzelnd Vorteil zogen, um ein Geringes verkauft worden; dann kamen die Kleider und Betten daran, bis die Familien in den schlecht geschützten Hütten fast nackt auf Stroh lagen. Die Kinder sandte man schon lange nicht mehr in die Schule; man fürchtete, sie könnten in ihren dünnen Fetzen erfrieren. Denn das war nichts seltenes mehr; hier und dort auf den Feldern, ja, vor den Hütten des Dorfes fand man solche Unglückliche, denen das Blut im Leibe erstarrt war. Das Glöckchen läutete fast ebenso oft zum Tode wie zur Andacht. Und als nun ein verkümmertes altes Mütterchen in ihrer eiskalten Stube tot aufgefunden worden, brach sich die bisher stumme Verzweiflung in wilden Wehrufen Bahn. Man lachte und weinte wie toll, man tobte und schrie; Flüche und Gebete in wildem Durcheinander. Aber Gebete selten.

Der Pfarrer war in Verzweiflung. Er las an den Sonntagen vor leeren Bänken die Messe, er predigte nicht mehr, weil niemand da war, ihn anzuhören. Als er den Bauern Vorwürfe machte, lachten sie ihm ins Gesicht. „O, wozu denn, hochwürdiger Herr Pfarrer?" — „Sagt es uns doch, bitte, wo Ihr Euren guten Herrgott versteckt habt!" — „Gewiß, wenn in der Kirche so ein wohltätiger, guter Ofen steht, komme ich so gewiß, wie ich Gott liebe, hochwürdiger Herr."

Und man lachte und spottete und vertröstete auf bessere Zeiten, während der Geistliche händeringend vor seinem Herrgott lag und ihn um Errettung aus der Not anflehte. Er hatte an seine Vorgesetzten tränenden Auges wildbewegte Hilfeschreie geschrieben; auch dort zuckte man die Achseln. Die Behörden hätten ja geholfen, hieß es, das Land, die Geistlichkeit; mehr könne man nicht tun. Und so sah auch er wortlos zu, wie sich seine Gläubigen immer mehr dem Herrgott entfremdeten, der sie allzu hart züchtigte und selbst zum Verbrechen trieb. Denn die Bauern gingen jetzt stehlen. Erst die Kinder und dann auch die Eltern. O, nicht gewaltsam! Nichts Fremdes wollten sie nehmen, nur das, was mitten in Gottes freier Natur wächst und von Rechts wegen niemandem oder aber allen hätte zu eigen sein müssen. Sollte man denn erfrieren, während so viel Holz in den Wäldern und an den Straßenrändern stand, Holz genug, um ein ganzes Land zu verbrennen? Und wenn schon der Magen so leer ist, daß er nicht zu knurren aufhört, tut es doch wenigstens gut, am warmen Herde zu sitzen und die frosterstarrten Glieder auftauen zu lassen.

Ganze Raubzüge wurden veranstaltet. Nachts gingen sie in die Waldungen des hochedelgeborenen Herrn Grafen und hieben und sägten, daß ihnen warm wurde, und trugen davon, soviel sie eben zu schleppen vermochten. Natürlich wurde der Waldfrevel bald ruchbar!

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Die Insel der Wahrheit.

Es weht eine Trikolore
Auf einer Insel im Meer;
Es flüstert die Sykomore;
Die Palmen raunen umher.

Die ehernen Felsen ragen
Empor aus der finsteren Flut,
Von brüllenden Wassern geschlagen,
Umtobt von der Wellen Wut.

Im heiligen Lorbeerhaine
Steht wartend der Priester Tod;
Dort bleichen zerstreute Gebeine,
Von Opferflammen umloht.

Es quillt ein silbernes Fließen
Von Tränen im Grase hervor,
Und an den Ufern sprießen
Viel purpurne Blüten empor.

Die Nacht eilt auf flüchtigen Hufen
Scheu über das felsige Land;
Ein Weib steht auf marmornen Stufen,
Die Fackel in trotziger Hand.

Leis flüstert die Sykomore,
Und Welle um Welle zerschellt;
Es flattert die Trikolore
Von Anfang bis Ende der Welt. —

Ernst Preczang.

Aus Wilhelm Holzamers Nachlaß. In der heutigen Nummer beginnen wir mit dem Abdruck einer letzten größeren Arbeit des vor anderthalb Jahren verstorbenen Dichters Wilhelm Holzamer. „Meine Geschichte" hat der auch unseren Lesern nicht unbekannte Erzähler diese Proletariernovelle genannt, in der er die Lockungen und Fährnisse des Großstadtlebens an einem armen, jungen, nach Lebensfreude durstenden Mädchen schildert. So realistisch auch die Novelle geschrieben ist, es fehlt ihr nicht an jener Innerlichkeit, die allen Erzählungen Holzamers eigen. Plastisch ist das Mein-Menschliche herausgearbeitet; das Pariser Milieu, in das die handelnden Personen gestellt sind, ist mit viel Sorgfalt und großer Liebe gezeichnet. Eine Alltagsgeschichte ist es, wie sie sich überall tagtäglich in der Welt abspielt; nicht bloß in Paris. Und doch ist es eine Geschichte, die mit den Augen des Dichters gesehen ist: ein Lebensausschnitt aus den Jugendjahren einer Proletarierin. Deshalb wird die Erzählung auch gar vielen eigene Erlebnisse widerspiegeln; sie wird zu den Herzen sprechen, denn sie ist mit einem warmen Herzen für die Freuden und Leiden eines armen Menschenkindes geschrieben.

Nebel. In einer Reihe standen die braunen Segel der Fischerboote am Horizont, fast wie die Bäume an einer fernen schnurgeraden Landstraße. Aber dies war eine Wasserstraße, die sich weitab vom Lande am Rande des Himmels hinzog. Stolze Dreimaster, über und über mit Segelzeug bedeckt, schwebten auf ihr entlang wie Riesenvögel, die mit den Flügeln die Wasserfläche berühren; mächtige Dampfer arbeiteten sich dort vorwärts und ließen lange Rauchfahnen und weiße Dampfwimpel hinter sich, und zuweilen zeichneten sich im Glase des Fernrohres die drohenden Panzertürme und massigen Umrisse von Kriegsschiffen ab. Aber alles sank dem bloßen Auge gegenüber zu mehr oder minder großen Flecken zusammen, und die gewaltigsten Mastbäume sahen aus wie dünne, dunkle Linien. Kein „Tiefgänger" näherte sich hier so weit dem Lande, das man ihn nacktäugig in seinen Einzelheiten hätte betrachten können. Denn zwischen der Straße und dem Ufer lag ein welliges Hügelterrain unter dem Wasserspiegel: Sandbänke und Untiefen. Der kundige, hier beheimatete Fischer vermied sie und hielt sich in den engen Wassergäßchen, die sich da hindurchwanden wie tiefe Gräben. Das war wie in den krummen Gassen einer alten Stadt, wo der Fremde verwirrt herumirrt und die schönsten Spiralen beschreibt, während der Einheimische ohne sich zu besinnen den kürzesten Weg wählt.

Heute standen sie fast alle draußen am Horizont, die Segel des Dorfes. Denn die Sonne schien blank und hell, und ein günstiger Wind trieb die Flundern scharenweise ins Garn. Zweien der Fischer war das Glück besonders hold gewesen. Es war eben Mittag vorüber, und sie kamen bereits mit vollbeladenem Kahn zurück. Man sah ihre braunen, zufriedenen Gesichter schon von weitem fröhlich in der Sonne glänzen. Als sie herangekommen waren, warfen sie den Anker aus. Und wie sie das Segel herabließen, schlug es ihnen unvermutet um die Köpfe.

„Dunderkiel!" sagte Max Schwenkbusch, „wat is dat?!"

„Hei fleiht üm." Der alte weißbärtige Vater nickte, bedenklich und zufrieden zugleich.

Max nahm ein Tau, das am Bug befestigt war, und sprang mit ihm an Land, um es dort an einen Pfahl zu knoten. Und der Alte warf ihm noch eins von achtern zu. So war der Kahn an drei Stellen versichert gegen die Wellen, die sie erwarteten. Ehe sie an das Ausladen der Fische gingen, legten sie die Hand über die Augen und sahen hinaus. Ja, die Wellen kamen schon und wurden dann höher und höher. Aber nur ein einziges Segel schwebte auf ihnen wie ein Schatten heran. Die anderen alle waren wie versunken am Horizont, wo sie doch eben noch gestanden. Dieser Horizont selbst schien sich dem Auge zu nähern, schien zu zerfließen und seine blaue Farbe in grauen Dunst aufzulösen.

Und dann, ehe man die schnelle Wandlung recht begriffen, war auch schon die Sonne fort; nur ein heller runder Fleck leuchtete hinter einer grauen Wand hervor, um dann ganz zu erlöschen. Und nun wogten zwischen Himmel und Wasser nur noch die weißlichen Schwaden und hüllten alles in Dämmerung.

Da knallte es auch schon. Und dem ersten Schuß aus der Nebelkanone am Leuchtturm folgte schnell ein zweiter. Das wiederholte sich von Zeit zu Zeit.

Das vorhin sichtbar gewesene Segel verschwand für ein paar Minuten in der dicker werdenden Nebelmasse. Aber dann tauchte es doch wieder daraus hervor, lavierte glücklich bis ans Ufer und legte sich neben Schwenkbuschs Boot fest.

„Na, wi sind noch glücklich rinnerkamen," schrie Theo Hansen überlaut — und das klang so, als ob er einen schweren Stein von sich fortschleudere.

Max Schwenkbusch, der ganze Hände voll zappelnder Flundern in die Fischkästen gleiten ließ, brummte ohne aufzusehen: „Ja, hüt giwwt dat noch Brennholz."

Und Theo Hansen sah nach dem Wimpel hinauf: „De Wind fladdert."

Dann sagten sie nichts mehr und bargen ihre Ladung.

Darüber verging wohl eine halbe Stunde, in der sie nur zuweilen in den Nebel hineinsahen. Jetzt aber horchten sie auf, nickten befriedigt vor sich hin und arbeiteten weiter. Allerlei brummende Töne, heller und dunkler, kamen aus dem Nebel herüber. Sie vermehrten sich und wurden stärker. Und nach dem Ablauf einer weiteren halben Stunde hörte man sie ganz aus der Nähe; wie auf einem Jahrmarkt war's, wo zwanzig Kindertrompeten durcheinander tuten. Und nun schimpften sie auch noch und geberdeten sich wie wütende Kutscher in einer Großstadt, die in einer verstopften Straße ihre Gefährte nicht aneinander vorbeibringen können. Plötzlich gab es ein Knirschen.

Max Schwenkbusch sagte: „Wat hetww ick seggt?" Er stand so breitbeinig wie möglich in seinen bauchhohen Wasserstiefeln, denn das Boot hob und senkte sich und ächzte wild an seinen drei Stricken, schoß bald vorn, bald hinten hinab und machte die mutwilligsten Kapriolen.

Es knirschte wieder im Nebel, stärker als zuvor, heftige Worte flogen herüber, und dann splitterte und krachte es. Ein gewaltiger Fluch kam, aber nur halb; denn nun klatschte es, und das Wasser ging wohl über die unwilligen Lippen.

Max Schwenkbusch ließ zwei Hände voll Flundern ins Boot zurückfallen: „Dat is Fritze Tews!" Die schweren Wasserstiefel turnten über den Bordrand, und so wateten sie in den Nebel, ins Wasser hinein. Ein paar Segel tauchten auf; eins legte sich wagerecht aufs Wasser.

Das Schimpfen verstummte. Nur weiter hinten bliesen noch ein paar Nebelhörner.

Dann kam ein halbes Dutzend Männer mit dem umgeschlagenen Boot heran. Oder vielmehr: mit einer Hälfte. Die andere mußten sie nachholen. Es war glatt in der Kiellinie durchgebrochen, von vorn bis hinten.

Die Flundern schwammen längst wieder davon.

Fritze Tews stand, von Wasser triefend, mit blöden, dumpfen Augen vor seinen Bootshälften. Die anderen redeten auf ihn ein, weil er dies oder das nicht richtig gemacht habe. Er hörte es nicht. Stand, die Arme schlaff am Leibe, da, starrte die zersplitterten Planken an und stöhnte: „Wat nu?"

Dann stieß er mit dem Fuß dagegen, spuckte aus, kehrte den anderen stumm den Rücken und ging mit schweren, langsamen Schritten die Düne hinauf.

Sie sahen ihm nach, bis sein breiter Schatten im Nebel verschwand. Der alte Schwenkbusch wühlte mit der Hand in seinem weißen Bart, nickte einige Male schwer vor sich hin und sah die anderen an. „Hei is nich mal versichert!"

„Jä." Sie zuckten die Achseln. — tg.

Die Lage der Pariser Industriearbeiter zu Beginn der großen französischen Revolution war eine so gedrückte, daß sie fast beispiellos in der Geschichte der letzten Jahrhunderte dasteht. Die Wirtschafts- und Klassengegensätze hatten eine Kraßheit angenommen, die kaum noch größer gedacht werden konnte und doch von Tag zu Tag wuchs. Die Lebensmittelpreise waren auf eine für den Arbeiter schier unerschwingliche Höhe hinaufgeschraubt, die Löhne standen niedrig; dazu hatte die Arbeitslosigkeit einen erschreckenden Umfang angenommen. Die politischen Maßnahmen der Regierenden zwängten die Besitzlosen in immer engere Fesseln. Alles das trug den Zündstoff für die heraufziehende Volkserhebung zusammen. Ein fesselndes Bild von diesen Zuständen der damaligen Tage unter der Pariser Industriearbeiterschaft entwirft Heinrich Cunow in seinem vornehm ausgestatteten, mit reichem Bildschmuck versehenen Werke „Die revolutionäre Zeitungsliteratur Frankreichs während der Jahre 1789—1794 (Berlin, Verlag der Buchhandlung Vorwärts, Preis 5,50 Mk.). In diesem Buch, das wir auch unseren Lesern angelegentlich empfehlen möchten, heißt es u. a.: Die Pariser Industriearbeiter „fühlten sich gewissermaßen dem sie beschäftigenden Unternehmer rechtlos ausgeliefert. Kein patriarchalisches Band . . . verknüpfte sie mit ihrem Patron. Die Arbeit aber war meist anstrengender, die Arbeitszeit länger — eine vierzehn-, fünfzehnstündige Arbeitszeit war nichts Seltenes —, der Lohn nicht höher als im Handwerk. Auch er betrug im Durchschnitt nur 25 bis 30 Sous pro Tag — viel zu wenig zum Leben, zumal die Industriearbeiter im Gegensatz zu den Gesellen meist verheiratet waren, also von ihrem kärglichen Verdienst Weib und Kinder zu ernähren hatten. Was waren 25 oder 30 Sous bei den hohen Pariser Lebensmittelpreisen? Ein Pfund schlechtes Brot kostete selbst in den besten Zeiten vor der Revolution 8 Sous. Der damalige Pariser Arbeiter hatte also für ein Pfund Brot ungefähr den neunten Teil seines Lohnes aufzuwenden, heute nur ungefähr den dreißigsten Teil. Und das Brot war damals noch weit mehr als heute Hauptnahrung. Die Kartoffel war zu Beginn der Revolution noch unbekannt in Paris, ebenso die meisten heute im Arbeiterhaushalt verbrauchten Gemüse. Der Küchenzettel des Pariser Arbeiters lautete meist: morgens Mehlsuppe mit Schweinefett, dazu trockenes Brot; mittags wieder eine Mehl-, Erbsen- oder Linsensuppe, hin und wieder mit etwas Speck oder Fleisch nebst trockenem Brot, oder auch Gemüse mit eingebranntem Mehl und Fett nebst Brot; abends wieder eine Mehl- oder Gemüsesuppe oder trockenes Brot mit ausgelassenem Schweinefett und allenfalls etwas weichem Magerkäse. Es wurde also morgens, mittags, abends Brot und Mehl genossen. Selbst bei sehr knappen Mahlzeiten verbrauchte deshalb eine 4köpfige, aus Mann, Frau und 2 Kindern bestehende Familie mindestens täglich 3 Pfund Brot und ½ Pfund Mehl, deren Gesamtpreis sich selbst in den Zeiten günstiger Ernte auf 11 Sous stellte, also beinahe die Hälfte des Tagelohnes erforderte. Nach einer Mißernte, z. B. im Juni und Juli 1789, stieg aber der Brotpreis bis auf 5 Sous in Paris. Der Arbeiter mußte also für dasselbe Quantum Mehl und Brot 18 Sous aufwenden. Da er nur 25 Sous verdiente, blieben ihm also für alle anderen Bedürfnisse seiner Familie mit Einschluß der Miete nur 7 Sous (zirka 28 Pf.) pro Tag. Schon diese einfache Rechnung zeigt, wie tief eine jede Brotpreissteigerung in das Leben des Arbeiters eingriff. Zudem hatte aber fast stets eine Mißernte einen schlechten Geschäftsgang, Arbeiterentlassungen und Arbeitslosigkeit zur Folge. Als im Mai 1789 die Reichsstände in Versailles eröffnet wurden, hatte bereits eine ganze Reihe der in den Vorstädten Saint Antoine, St. Martin, St. Marcel, St. Denis und im Temple gelegenen Manufakturen teils die Pforten ganz geschlossen, teils ihre Arbeiterzahl um die Hälfte oder ein Drittel verringert. Mehr als zehntausend der sonst in den Manufakturen beschäftigten Arbeiter lagen hungernd auf dem Pflaster."

Alle für die **Redaktion der „Neuen Welt"** bestimmten Sendungen sind nach **Berlin SW. 68, Lindenstraße 69**, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Verantw. Redakt.: L. Salomon-Lessen, Berlin (Niederschönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg. — Rotationsdruck: Vorwärts Buchdruckerei, Berlin SW. 68